Der Zöllner und Sünder Geselle

Autor(en): **Umfried, Otto**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **10 (1916)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-133778

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

auch sein, daß es nicht geschieht. Früher oder später wird es geschehen. Einen anderen Weg giebt es nicht. Karl Barth.

Der Zöllner und Sünder Geselle.

Wie weich und süß ist uns doch immer das Wort der Bibel eingegangen: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“ Wie wohl haben wir uns gefühlt unter den Fittigen des Sünderfreunds. Wie sinnlich schön waren die Züge des Heilands, der die schmachtenden Seelen erquickte, wie zärtlich blickte er im Bild herab auf die Reuigen und Gnadesuchenden, die ihn umgaben. Wie ließ es sich doch bei diesem Evangelium so angenehm träumen im Gefühl der milden Heilandsliebe, in dem tröstlichen Bewußtsein, mit allen Unvollkommenheiten und Ungesetzlichkeiten doch unter den Flügeln der sorgenden Liebe geborgen zu sein. Es kommt mir nicht in den Sinn, den müden Seelen den Trost der vergebenden göttlichen Liebe verkümmern zu wollen; aber haben sich die weichen Seelen, die Jesus gerade als Sünderfreund vergötterten, schon klar gemacht, wieviel es ihn gekostet hat, der Zöllner und Sünder Geselle zu werden? Mit Zöllnern und Sündern verkehren, das hieß in der Sprache der Zeit Jesu, zu den Ausgestoßenen und Enterbten, zu den vaterlandslosen Gesellen sich halten, das hieß darauf verzichten, von den Besitzenden und Herrschenden, den staatserhaltenden und staatsverwaltenden Parteien gehört zu werden. Das hieß, von den anständigen Leuten geboykottet, in Verruf erklärt und stigmatisiert zu werden.

Wie es dahin kam? Die Evangelien erzählen es auf allen Seiten. Die ganze Tragik der Geschichte Jesu erklärt sich aus dem Kampf, den das neue aus dem schaffenden und zeugenden Gottes- und Menschengeist geborene Prinzip mit einer stumpfsinnigen, allem Neuen abholden, im alten Schlendrian sich gefallenden Umwelt zu führen hatte. Diejenigen aber, deren Interesse mit der Erhaltung der morschen und wurmstichigen Zustände identisch war, mußten mit eiserner Notwendigkeit zu Gegnern dessen werden, der ein Feuer anzünden wollte, in dessen Flammen die Standarten angemaßter Selbstherrlichkeit verbrennen müßten. Es ist kaum anzunehmen, daß sich Pharisäer und Schriftgelehrte, geistliche und weltliche Obrigkeit von Anfang an über die Tragweite der den jüdischen Nationalismus zersprengenden Gedanken Jesu klar waren, aber das scharfe Wehen des Geistes, der das Morgenrot einer neuen Zeit kündete, hat sicher eine Ahnung in den Köpfen derer geweckt, die den Holzwurm im Gebälke wohl hörten, aber die Risse zu übertünchen sich bemühten. Sind doch die Usurpatoren zu allen Zeiten von Furcht vor den Wahrheitszeugen geschüttelt worden; sind doch gerade die

Verblendeten, die dem Untergang zutaumeln, oft genug gleichzeitig mit der Betäubung, der sie sich ergeben, von merkwürdig scharfsichtigen Ahnungen geplagt!

Die Reaktion, die nach allem Gesagten unvermeidlich war, hat Jesus, obwohl er sich von Anfang an auf herben Kampf gefaßt gemacht hatte, schwer genug getroffen. Er war sich bewußt, in der unbedingten Hingebung an das göttliche Gesetz den Weg des Friedens und der Erlösung gefunden zu haben. Zugleich aber mußte er sich darüber klar sein, daß das jüdische National- und Sonderbewußtsein, das sich zum Dienst Gottes nur in Hoffnung auf die Gegengabe irdischer Macht und Größe entschließen wollte, sich heftig genug gegen die neue Wahrheit auflehnen werde. Dennoch war er wohl überrascht über die Heftigkeit der Opposition. Die Menschenliebe, die ihn trieb, die sonnenklare Wahrheit, in deren Besitz er sich wußte, hatte ihn Besseres erwarten lassen. Der Haß, mit dem er begrüßt wurde, mußte ihn wie eine Offenbarung abgrundtiefer Finsternis anmuten. Etwas von der schmerzlichen Ueberraschung, die seine Seele durchzitterte, klingt in den bekannten Sprüchen nach: „Wie oft habe ich euch versammeln wollen . . . , und ihr habt nicht gewollt." Und „Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida"; und auch dem Dankgebet, in dem er Gott preist, daß er das Evangelium den Weisen und Klugen, den herrschenden und besitzenden Klassen verborgen hat, fühlt mans an, daß es erst nach heißem Kampf aus der Quelltiefe seines Geistes geboren ward. Welcher Reformator hätte nicht zunächst seine Hoffnung auf die Scharen der sogenannten Intelligenten, der Leiter und Leithämmel gesetzt, denen die Herde blindlings zu folgen pflegt. Aber nach einer Reihe vergeblicher Versuche, auch Pharisäer und Schriftgelehrte für seine Lehre zu interessieren, erkannte er, daß die Pfahlbürger über ihre Parteipfähle doch nicht hinausgehen konnten, das Evangelium doch nur als Vorspann für ihre eigennützigen Zwecke mißbraucht hätten, daher sein Dank dafür, daß sie nicht fähig waren, es zu erfassen. Von nun an wandte er sich rein und ohne weiteres Besinnen an die Armen im Geist, die Unmündigen, die Gesetzlosen, die Zöllner und Sünder. Er wußte, daß er damit sein Evangelium in den Augen der oberen Zehntausend vollends in Mißkredit brachte. Aber für sie galt ihm das Wort: „Lasset sie fahren, sie sind blinde Blindenleiter!" Die Zöllner und Sünder aber, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten, die bildeten die rechte Gefolgschaft für den Bettlerkönig, als der er sich bisweilen fühlen mochte. . . . .

Möglich, daß sich auch ihm das Gesetz schon ankündigte, das Nietzsche in seiner zugespitzten Redeweise in die Worte faßte: „Der bösere Mensch ist der bessere Mensch", d. h. doch wohl, der unregelmäßig angelegte Erdenbürger ist eher dazu imstand, dem Rad der Entwickelung einen kräftigen Stoß nach vorwärts zu geben als der brave Philister, der immer nur das Hergebrachte konservieren will,

weil er damit seine eigene Stellung und den ererbten und erworbenen Besitz konserviert. Und ob Christus auch Edelsteine in unreine Hände legte, er glaubte eher, daß die Edelsteine oder Perlen die Hände reinigten, als daß er die Verunreinigung der Perlen durch die Hände gefürchtet hätte; Hunde und Säue wären ja seine Zöllner und Sünder, trotz aller Schmach, die auf sie gehäuft war, noch lange nicht. Sie irrten aus Liebe und Sehnsucht, aber sie liebten und sehnten sich doch. Er wußte, daß sie ihn nicht retten konnten, aber es genügte ihm, ihnen den Weg zur Rettung gezeigt zu haben.

Weichlichkeit also ist es sicher nicht gewesen, wenn Jesus der Zöllner und Sünder Geselle wurde, und sicher hat keiner seiner Zeitgenossen das Verhältnis von der sentimentalen Seite aufgefaßt. Es war ein herbes Geschick, das ihn aus der Gesellschaft der anständigen Leute hinaustrieb. Er hat es männlich auf sich genommen und der neuen Lage, in die er hineingezwungen wurde, die beste Seite abgewonnen.

Und nun ist wieder eine Zeit der Entscheidung. Wieder pocht der Kern ewiger menschlicher Bestimmung an die harte Schale altgewordener Vorurteile und verknöcherter Unsitten. Pharisäer und Schriftgelehrte halten zäh an dem Hergebrachten fest, fürchtend, daß ihnen die angemaßte Macht unter den Händen weggleiten könnte, Menschenopfer müssen bluten, Menschenopfer ohne Zahl um sogenannte Interessensphären zu schützen, und neue hinzuzuerwerben. Der Gedanke, daß Macht vor Recht gehe, ist dem heutigen Geschlecht so eingehämmert worden, daß es verlernt hat, sich der Anwendung der Gewalt und ihrer rücksichtslosen Ausnützung zu schämen, ja daß es längst kein Arges mehr darin sieht, das gute Schwert mit dem guten Recht gleichzusetzen, ohne Ahnung davon, daß die Schwertentscheidung das Gegenteil von der Rechtsentscheidung ist. Diesem Irrwahn stellt sich mit Sonnenklarheit die neue und doch uralte Wahrheit gegenüber, daß Recht doch Recht bleiben muß, daß ein Reich der Liebe und der Ordnung kommen muß trotz Mord und Grauen; und daß der mächtigste und solideste Staat nicht das letzte Wort der Weltgeschichte sein kann, ja daß der Staat in Gefahr ist, wenn er sich zum Selbstzweck macht, und kein höheres Ziel kennt als die Durchsetzung der eigenen Interessen, zur Verkörperung des Bösen zu werden, daß er es also aufgeben muß, sich als souverän oder unverantwortlich zu fühlen, und daß er schließlich nur die Wahl haben wird zwischen der Selbstvernichtung durch Krieg oder der Einfügung in eine höhere Ordnung. Und diese Wahrheit stößt heute wieder bei Pharisäer und Schriftgelehrten auf taube Ohren, ja auf fanatischen Haß ..... Was bleibt unter solchen Umständen den Verfechtern der Wahrheit anderes übrig, als aus dem Lager der anständigen Menschen hinauszugehen, und sich zu den Zöllnern und Sündern, d. h. zu den Enterbten und Ausgestoßenen zu gesellen, die durch das Unrecht, das sie erlitten

haben, lernten nach dem Recht zu fragen und aus der trostlosen Gegenwart gläubig und hoffend hinauszuschauen in eine bessere Zukunft. Ein neuer Glaube muß durch die Lande gehen; ob die Gläubigen nun inner- oder außerhalb der Kirche sich befinden, tut nichts zur Sache. Die Kirche ist eine Dienerin in der Hand des Höchsten. Wenn sie lieber dem Staat anstatt dem Gott dienen will, so wird Gott seine Knechte und Mägde anderswo finden.

Ich habe es oft gesagt, und muß es hier wiederholen: die Kirche ist zu konservativ, zu individualistisch, zu transzendent und zu pessimistisch geworden als daß sie fähig wäre, dem Fortschritt mit der Geisteswaffe, die ihr zur Verfügung steht, in ausgiebiger Weise zu dienen. Es zeugt nicht eben von tiefem Eindringen in den Geist der Bibel, wenn man sich, um die konservative Staatsgesinnung der heutigen Kirche zu rechtfertigen, auf Stellen beruft wie diejenige, in der Johannes der Täufer von den Soldaten keine Fahnenflucht, sondern nur Vermeidung von Gewalt und Unrecht fordert, oder darauf, daß Jesus den Knecht des Hauptmanns von Kapernaum heilt, ohne den Offizier wegen seines Standes zu tadeln. Derartige Stellen zeigen allerdings, wenn auch nur gleichsam im Vorübergleiten, daß das Urchristentum sich der Probleme, wie sie mit der Existenz des Staats und dem damit zusammenhängenden Kriegsdienst gegeben waren, noch gar nicht bewußt geworden ist. Andere Stellen wie das Paulinische „Seid untertan der Obrigkeit" erklären sich aus der sehr begreiflichen Scheu, mit der Staatsgewalt, welche das aufstrebende Christentum im Fall der Widersetzlichkeit sofort erbarmungslos zermalmt hätte, nicht in Konflikt zu geraten. Aber heut, da sich zur Evidenz gezeigt hat, wie die moderne Entwicklung des Staates das wahre Christentum unmöglich macht, ist es einfach Pflicht, die konservative Gesinnung durch eine fortschrittlich orientierte Anschauung zu ersetzen, wenn man nicht Gefahr laufen will, die Kirche zur Sklavin des Staats zu degradieren.

Man mag Dinge erhalten, die des Konservierens wert sind, die Kainskeule aber ist nicht zu erhalten, sondern zu verbrennen. Aber die Kirche unserer Tage ist wie der hinkende Bote: sie ist hinter der sozialen Entwicklung hergehinkt, statt eine Führerrolle zu übernehmen, sie wird auch hinter der Friedensbewegung herhinken, und sich erst zu ihr bekennen, wenn es Kaiser und Könige tun. Offene Türen einzurennen ist aber weder ein Verdienst noch eine Kunst. Die Nachfolge Christi ist nicht anders durchzuführen als in der Konsequenz des Gedankens, daß das Christentum eine Religion des Fortschritts ist, ein Hebel, der, richtig angefaßt, imstand sein müßte, die Welt aus den Angeln zu heben.

Zum andern: die Kirche denkt zu individualistisch. Sie vergißt über den einzelnen Seelen die Welt. Sie lehrt ihre Anhänger fragen: was soll *ich* tun, damit *ich* gerettet werde? Die Menschheit mag darüber zugrunde gehen. Die Kirche mag sich dabei auf das

Urchristentum berufen, das, selbst noch ein zu zartes Pflänzchen, die Welt im Ganzen nicht fassen konnte, und sich an die Einzelnen wenden mußte; sie sollte aber nicht vergessen, daß Christus, mit einem starken Tropfen sozialen Oels gesalbt, das Reich Gottes, d. h. die umfassendste soziale Einrichtung, die man sich denken kann, verkündigt hat. Es heißt aber die Einseitigkeit des Urchristentums ins Extrem steigern, wenn man den unendlichen Reichtum der Bergpredigt — wie Johannes Müller tut — in den einzigen Gedanken der Originalitätssucht, der tatsächlich gar nicht darin liegt, zusammenschrumpfen läßt. Das Christentum ist überhaupt nichts für die individualistischen Geistesaristokraten, sondern es wendet sich an die *vielen* Einzelnen, an die Masse der geistlich Armen, d. h. es ist im Grund seines Wesens sozial.

Zum dritten: die Kirche denkt zu transzendent, nicht nur in dem Sinn, daß sie das Jenseits erstrebt und darüber oft das Diesseits vergißt, nein auch darum, weil sie immer noch eine Art von Weltflucht übt, sich in ihre Mauern zurückzieht, sich dabei in den Weinberg Gottes eingemeindet fühlt, statt daß sie in der Welt die Reben göttlichen Lebens pflanzte. Sie läßt die Welt im Argen liegen. Sie tröstet zwar die Verwundeten, aber sie rührt keinen Finger, um das Schlagen der Wunden zu verhindern. Sie verbindet den zum Krüppel Geschossenen, aber sie ist unfähig, die tötende Machtgebärde durch eine segnende Friedensgeste aufzuhalten. Sie läßt die Väter sterben und sie weiht die Söhne zu neuem, blutigem Opfer. Wenn nur der Himmel gewonnen wird, so mag die Erde das Schicksal von Sodom erleiden. Ich fürchte, daß bei dieser Gesinnung die geträumte Himmelfahrt zur Höllenfahrt werden könnte.

Daß übrigens die Geschichte des Christentums selbst eine Richtung zur Immanenz hin genommen hat, dafür ließen sich zahlreiche Beispiele anführen. Ganz abgesehen von dem bei aller Anfechtbarkeit großartigen Versuch des Katholizismus, die himmlische Welt des Wunders auf Erden in süßen Bildern und himmelanstrebenden Domen, in glänzender Hierarchie und sinnenabtötender Möncherei zu vergegenwärtigen, — so hat in unseren Tagen die Kunst, die ja stets der Entwicklung voranzueilen und ihr die Bahn zu weisen pflegt, Wege eingeschlagen, die zur Immanisierung des Christentums führen müssen. Man denke an den das Charfreitagsmysterium vermenschlichenden Zauber der Wagner'schen Parsivaldichtung, an die Bilder Uhdes, die Christus unter unsere heutigen Bauern oder in die Kinderstube hineinsetzen; die ihn das Abendmahl im Armeleutespital halten lassen, und aus Maria und Joseph ein Proletarierehepaar machen. Oder auch an den „Immanuel Quint" von Gerhard Hauptmann. Man hat die Schrift schon ein gequältes Buch genannt und doch ist es ein kühner Versuch, Christus im Geist wieder kommen zu lassen und in unsere Zeit hereinzustellen.

Die Meinung, daß die Welt nicht nur im Argen liegt, sondern daß sie auch darin liegen bleiben müsse, bis Christi übernatürliche Wiederkunft dem ganzen Jammer ein Ende mache, ist gleichbedeutend mit dem christlichen Pessimismus, den ich als vierten Fehler der heute herrschenden kirchlichen Anschauung bezeichnet habe. Die Erfahrung, daß sich die Einzelsünde in tausend Fällen nicht überwinden läßt, hat zu der Annahme geführt, daß sich die Gesamtsünden, soziale Ungerechtigkeit und Krieg noch weniger eliminieren lassen, da sie, wie man gewöhnlich annimmt, direkt aus den Einzelsünden, Habsucht, Ehrsucht und Rachsucht hervorgehen. Man übersieht dabei, daß mächtige Organisationen trotz des radikalen Bösen, das die Menschheit auf ihrem ganzen Wege mit sich schleppen wird, möglich waren, und daß dadurch das ethische oder vielmehr unethische Chaos zurückgedrängt wurde zugunsten höherer Ordnung, daß sie also, da die Arbeit des Ordnungsschaffens gleichbedeutend mit Reichsgottesarbeit ist, nichts anderes bedeuten als das Werden und Wachsen des Himmelreichs. Der Pessimismus aber lähmt, nur der Optimismus gibt dem Geiste Flügel, durch alle Lande zu fliegen, als flöge er nach Haus. Fest daran halten, daß der Christusgeist heute noch die Macht hat, eherne Türen zu zerschlagen und eiserne Riegel zu zerbrechen, auch Riegelwände der Vorurteile einzuwerfen, das heißt glauben und ohne Glauben ist's unmöglich, zu siegen.

Finden wir für diesen Glauben kein Gehör mehr in der Kirche, kein Verständnis bei der Gesellschaft der Hochmögenden, so steigen wir damit herunter zu den Zöllnern und Sündern, den Gebeugten und Gedrückten, und wenn wir dann als „Zöllner- und Sündergesellen" verschrieen, ja unter die Uebeltäter gerechnet werden, so wird das bei aller Herbheit doch selig sein, werden wir uns doch der Gemeinschaft Christi trösten können.

Otto Umfried.

Unsterblichkeitsgedanke und Todesopfer.

Es ist eine eigentümliche Erfahrung, die gewiß mancher von uns machte: Wir gehen Jahre lang durch endlos viele Gedanken anderer hindurch, lesen Naturforscher, Psychologen und Philosophen, hören hundertfach, bald im Ton selbstsichern trivialen Autoritätsdünkels, bald in dem froher Daseinsfreude, bald in dem gelassener Beschaulichkeit, bald auch in dem dunkler Resignation oder stiller Verzweiflung, es sei nichts mit der Unsterblichkeit. Sie sei nur eine Zuflucht- und Ausflucht schwacher Seelen, sei eine naive Idee wissenschaftlich ungeschulter trunkener Phantasten, sie sei nur der Ausfluß wilder Negerphantasien, käme sie nun von wirklichen Negern, oder von indischen Grüblern oder deutschen Philosophen, sie sei nur der Aus-